

SCHWEIZERISCHES IDIOTIKON

BERICHT
ÜBER DAS JAHR
1935

★

Buchdruckerei zur Alten Universität Zürich 1 St. Peterstr. 10

Leitender Ausschuss.

a. Stadtpräsident H. Nägeli, Präsident.

Ständerat Dr. O. Wettstein, Vizepräsident.

Prof. Dr. R. Hotzenköcherle, Schriftführer.

Dr. A. Corrodi-Sulzer, Quästor.

Prof. Dr. A. Baumgartner.

Dr. J. Escher-Bürkli.

Prof. Dr. J. J. Heß-von Wyß.

a. Regierungsrat Dr. H. Mousson.

BERICHT

an das Eidg. Departement des Innern und an die
Regierungen der subventionierenden Kantone
**über den Gang der Arbeiten am
Schweizerischen Idiotikon
im Jahre 1935.**



1. Der Leitende Ausschuß bedauert den Rücktritt seines geschätzten Mitgliedes Dr. O. Zoller und spricht ihm seinen aufrichtigen Dank aus für die Dienste, die er dem Leitenden Ausschuß seit 1920, besonders aber als Schriftführer seit 1925, geleistet hat. Die so entstandene Lücke konnte im Berichtsjahre selbst wieder geschlossen werden, indem sich Prof. Dr. R. Hotzenköcherle, der Germanist der Zürcher Universität, als neues Mitglied gewinnen ließ, wodurch die althergebrachte Verbindung zwischen unserm Werk und der Hochschule neuerdings in Erscheinung tritt.

2. In der Redaktion ist während des Berichtsjahres keine Aenderung eingetreten.

3. Fortgang des Idiotikons. Die im Berichtsjahr abgeschlossenen Hefte 114 und 115 bringen den Schluß der Sippe *springen*, behandeln die Gruppen *spr-nz*, *spr-p*, *spr-s(s)*, *spr-t(t)*, *spr-w*, *spr-z* und führen mit dem Anlaut *st* bis in die Gruppe *st-b*, die noch den größern Teil der Zusammensetzungen mit *Stubeⁿ* bringt.

Ein hübsches Zeugnis von sprachlicher Machtverschiebung bietet die Sippe des starken Verbuns ‚sprießen‘. Dieses, nach Adellung der poetischen Sprache angehörig, ist dem Schweizer ganz abhanden gekommen. Dafür haben sich jüngere Glieder der Sippe um so mannigfaltiger entwickelt. Vom Substantiv *Sprieß(eⁿ)* ‚Strebe, Stütze‘ abgeleitet, gibt es bei uns in vierfacher Form das schwache Verbum *sprießeⁿ*, *sprüüßeⁿ*, *spräußeⁿ* und *spreißeⁿ*. Das Bild wird noch bunter, wenn wir bedenken, daß in bestimmten Gebieten *sprüüßeⁿ* als *sprüißeⁿ* erscheinen muß und daß überhaupt von Anfang an die Nebenform mit *z* ebenso geläufig ist (vgl. mhd. *spriußen*, *spriuzen*). Von all dem hat in der Hochsprache nur *spreizen* Eingang gefunden. Wie man dort von gespreiztem Benehmen, Stil spricht, so heißt es bei uns *eⁿ g’sprüüzte^r Bürstel* (Ringgenberg), *er chunt e^lso g’sprüüzte^r* dh. stolz und eingebildet (Simmental). Der Hasliberger hält einem sich Brüstenden entgegen *du bruuchst jetz nid e^lsoo z’sprüizeⁿ!* Der Prätigauer kann stark beladene Aeste *sprüüzeⁿ*. Im Zürcher Unterland heißt es etwa *er wolt-si^{ch} goⁿ spräußeⁿ* mit seinem neuen Kleid. Während die semantische Entfaltung von ‚(sich) sperren, stützen‘ zu ‚sich recken, breit machen, brüsten‘ klar vor uns liegt, ist den Formvarianten *spreizeⁿ*, *spräußeⁿ*, *spräuzeⁿ* nicht so leicht beizukommen. Die Formen mit *-ei-* entstammen ohne Zweifel der Schriftsprache, wenn schon auch dort *-ei-* erst aus *-eu-* und dies aus *-üü-* entstehen mußte. Jung aber darf wiederum die Entlehnung nicht sein, weil sonst die Nebenform *spreißeⁿ*, die Schaffhauser Form *spraazeⁿ* und die Labialisierung zu *spräußeⁿ* unerklärt blieben. Neuerdings ist dann *spreizeⁿ* mit der Turnersprache in prägnantem Sinn zu uns gekommen. In diese Sippe gehört auch eine der vielen Bezeich-

nungen für das Querholz der Leiter: *Sproß(eⁿ)*. Neben *Seigel, Spettel, Spränzel* mahnt *Sproß(eⁿ)* gar sehr an die Schriftsprache. Daß sein Geltungsbereich auf die östlichen Grenzkantone beschränkt ist, macht geradezu stutzig. Und doch: die Nebenform *Sprotzeⁿ* und das vorwiegend männliche Geschlecht sprechen wieder für Bodenständigkeit. — Daß *sprützeⁿ* (<**sprutjan*), ein weiteres Glied unsrer Sippe, nicht im ganzen deutschschweizerischen Sprachgebiet uneingeschränkt gilt, mag überraschen. In der Tat hat es aber in den Alpengegenden, in Bern und Wallis heute noch, einen Rivalen im alten ablautenden Verb *sprüeⁿ* und dem diesem sinnesgleich gewordenen Kausativ *spreißeⁿ*. Damit hängt es sicher zusammen, daß unser Wort in Lauenen, Saanen, Jaun, Guggisberg, Simmental, Interlaken, wo lautgesetzlich *ü* nicht zu *i* entrundet wird, in der übernommenen Form *spritzeⁿ* statt *sprützeⁿ* erscheint. Was man ‚spritzt‘ ist *en Sprutz* oder nach dem häufigen Plural *en Sprütz*, nach andern *en Sprützli^{ng}*. Die Tätigkeit selber wird mit *G’sprütz*, in Bern zT. (s. o.) mit *G’spreiß* wiedergegeben. Das Mittel zum Spritzen (*d’Sprützeⁿ*) hat im Zeitalter vor unsern Hydranten im Gemeindeleben eine große Rolle gespielt. Geblieben sind uns davon zahlreiche Redensarten, wie *bi der Sprützeⁿ siiⁿ*, *aⁿ d’Sprützeⁿ choⁿ*, *bi der Sprützeⁿ bliibeⁿ*. Die konkreten Grundlagen dazu finden sich in den alten Feuerordnungen.

Der Anlaut *st-* setzt mit umfangreichen Gruppen ein. Da ist zunächst *Stab* zu nennen, das mit seinen Zusammensetzungen und Ableitungen nahezu 60 Spalten füllt. In seiner allgemeinen Bedeutung ist das Grundwort allerdings in der heutigen Mundart, wie anderwärts im oberdeutschen Gebiet, fast ganz durch andere Ausdrücke (*Bengel, Brügel, Stückeⁿ* usw.) verdrängt;

lebendig geblieben ist es bis in die neuere Zeit als Bezeichnung eines bestimmten (Längen-)Maßes (dazu Zusammensetzungen wie *Ell-*, *Mëß-*, *Zoll-Stab* uä.), ferner auf geographisch beschränktem Gebiet (walserisch Graubünden, Uri; darnach auch in romanischen Mundarten Graubündens) in der eigentümlichen Spezialisierung ‚gewisse Anzahl Saumpferde, etwa 7—9‘, die sich wohl daraus erklärt, daß ursprünglich das Leitpferd durch einen ‚Stab‘ mit allen folgenden verbunden war. An die aus dem Kanton Schwyz bezeugte Uebertragung ‚steifer langer, dünner Mensch‘ schließt sich eine Reihe lebenskräftiger, über das ganze Sprachgebiet verbreiteter Ableitungen, so das Zeitwort *stabe*ⁿ mit den Bedeutungen ‚(gravitatisch, mit Mühe) einhergehen‘ und besonders ‚steif, starr sein, werden‘, so vor Kälte, von Leichen (schon alt-, mittelhochdeutsch *ir-*, *erstaben*), wozu die Partizipien *stabend* und *g^e-stabet* gebildet sind. Namentlich das letztere zeigt, im Sprachgefühl zumeist losgelöst vom Grundwort, starke Lebenskraft und Entwicklung. ‚Wenn eine Leiche nicht bald *g'stabet* wird, so stirbt bald noch jemand aus der Familie oder aus dem Hause,‘ meint der Volksglaube. Leicht mischt sich ein abschätziger Nebensinn ein (*eⁿ g'stabete^r Goupi, Hobi, Tschappi*, ja sogar *eⁿ g'stabete^r Rëchner*), der dann noch stärker in den adjektivischen Bildungen wie (*g^e-)stabig*, (*g^e-)stablig*, *g^e-stabiocht(ig)*, und in dem Substantiv *Stabi* (*G^e-stabi*) hervortritt. Während in der lebenden Sprache das Grundwort den Ableitungen in weitestem Maß den Platz geräumt hat, behauptet es sich in älterer Zeit wenigstens in einer bestimmten Sphäre: der *Stab* ist das Abzeichen der Hoheit, Amtsgewalt, namentlich das Symbol der Amtsgewalt im Rechtsverfahren, der Gerichtshoheit (dazu zahlreiche Zusammensetzungen wie *Eid-*, *Bluet-*, *Richt-*

Stab). ‚Den Stab hält‘ der Gerichtsherr oder sein Vertreter (daher *Stab-Halter* als Bezeichnung des Gerichtspräsidenten noch bis ins vorige Jahrhundert in Schaffhausen, Thurgau und Zürich), und ‚er bricht den Stab‘ bei einem Todesurteil, ‚an den Stab greift, gelobt‘ der, der einen ‚gestabeten Eid‘ leistet. Von hier aus führt die Entwicklung weiter zu der abstraktern Bedeutung ‚Gerichtsstand, Instanz‘, in der wir das Wort bis in die neuere Zeit in Glarus lebendig sehen: *Es bruucht eⁿ Chopf wie-n-es Gänterli, wänⁿ-meⁿ bi alleⁿ Stäbeⁿ und deⁿ g’eigneteⁿ Manneⁿ will uf dem Laufendeⁿ siiⁿ*, meinte einer mit Bezug auf die Landsgemeinde. Der ‚Stab‘ als Abzeichen geistlicher Fürsten (so in *Abt-, Chrumm-, Bischofs-Stab*) lebt im *Basel-Stab*, dem Wappen von Basel, fort und hat, indem er ins Münzbild aufgenommen wurde, die Bezeichnung *Stäbler* entstehen lassen für eine geringhaltige silberne Pfennigmünze, die urkundlich vom 14. Jahrhundert an erscheint, mit dem 16. verschwindet, aber örtlich noch als Rechnungsmünze bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts nachlebt.

Unter den den Begriff von *Stubeⁿ* bildenden Vorstellungen ist die Heizbarkeit wohl die ursprünglichste und sie ist bis heute eine der wesentlichen geblieben: ihr stehendes Beiwort lautet *eⁿ schööni warmi Stubeⁿ*. Ob aber die Rückführung auf ein mittellateinisches *extufare* ‚mit Dampf heizen‘ das der Mehrzahl der germanischen Sprachen eigene Wort mit Recht als Lehnwort aus dem Romanischen anspricht, oder ob vielmehr dieses seine verwandten Wörter (franz. *étuve* usw.) aus dem Germanischen bezogen hat, ist eine bis heute offene Frage. Aber schon der Umstand, daß Heizbarkeit, daß andere Realbegriffe wie Ausstattung, Zweck, Lage neben rein sprachlichen

Erwägungen für die Definition und den Aufbau des Artikels maßgebend sein müssen, deutet die Schwierigkeiten für die Darstellung an, die gleicherweise den an ein Wörterbuch im ältern Sinn und an ein Sachlexikon zu stellenden Anforderungen zu dienen hat. Gelegentlich mag hier entweder das eine oder das andere zu kurz kommen. Das sachliche Bild der Stube wird vervollständigt durch zahlreiche Hinweise auf J. Hunzikers grundlegendes Werk über das Schweizerhaus, das durch seine Skizzen und Pläne eine wertvolle Ergänzung des Wörterbuches bildet. Wird die *Stube*ⁿ im vertraulichen Gespräch, in Lied und Spruch, die ein Abschnitt zusammenfaßt, zum *Stubeli* oder *Stübeli*, so ist das fast starr gewordene Diminutiv *Stübli* die Bezeichnung eines gewöhnlich neben der *Stube*ⁿ gelegenen Gemaches, das als Schlafraum des Meister- oder Elternpaares dient — *in's Stübli ligge*ⁿ bedeutet geradezu ‚Meister im Hause werden‘ — aber auch als eine Art Sanctuarium, wo alles verhandelt wird, was nicht hinausdringen soll: ein ernstes Wort im *Stübli* mit Uli zu sprechen, rät die Bäuerin bei Gotthelf ihrem Manne. Aber der Begriff reicht über das Privathaus hinaus. Bis in die jüngste Zeit galt in schaffhausischen Orten der Begriff *Stube*ⁿ für das Gemeindehaus und lebt so heute noch als Haus-, beziehungsweise Wirtschaftsname fort; in der schaffhausischen *Stube*ⁿ sehen wir wiederum nur einen Enkel jener *Stube*ⁿ, die in frühern Jahrhunderten einerseits den Beratungs- und Gerichtszwecken im Amtsgelände, anderseits den fröhlichen Trinkgelagen der Zünfte und Gesellschaften diente. Auch die ‚Gemeindestube‘ weist auf eine ähnliche Doppelbestimmung. Kehrt aber heute der Marktbesucher im *Bäre*ⁿ*stübli* zu Sumiswald ein, so ist Spendung von Speise und Tranksame das, was er vom *Stübli* voraussetzt: das *Stübli* ist zur Wirts-

stube, zur ‚Pintenwirtschaft‘ geworden, Pol und Gegenpol, Haus und Heim auf der einen, Wirtshaus auf der anderen Seite, dieses mit dem üblen Beigeschmack, dem J. Reinhart in dem von ihm geschaffenen Wirtshausnamen *Tüüfelsstübli* Ausdruck gibt. — Aus der langen Reihe von Zusammensetzungen, die sich an den Hauptartikel schließen, sei besonders auf die *Bad-Stube*ⁿ hingewiesen; der auf reichem Belegmaterial aufgebaute Artikel läßt wie die gleichbedeutenden *Schweiß-, Schwitz-Stube*ⁿ die Bedeutung des Badens für das kulturelle Leben unserer Vorfahren erkennen. Noch bis in die jüngste Zeit haben sich die besonders in Bäckereibetrieben eingerichteten *Broot-Stübli* als mehr oder weniger öffentliche Schwitzbäder erhalten, und schon früh sehen wir die privilegierten Bader gegen diese eine Konkurrenz bildenden *Nëben(t)-Stube*ⁿ ankämpfen.

Im Artikel *staube*ⁿ erscheint, was zunächst vielleicht befremden mag, das primäre Verb *stüübe*ⁿ — seine mittelhochdeutschen Präteritalformen *stoub*, *stuben* sind gelegentlich über das 16. Jahrhundert hinaus bewahrt worden — unter seiner Ableitung *stauben*ⁿ vereinigt mit deren Nebenformen *stäube*ⁿ, *stauppe*ⁿ und *stäuppe*ⁿ. Die verschiedenen, teils durch Analogie, teils durch altschweizerische Lautregeln geschaffenen Formen sind nun derart durcheinander geraten, daß eine Trennung völlig untunlich war. Das wesentlich intransitive *stüübe*ⁿ drängte sich schon früh in die transitive Funktion seiner Sproßformen hinein. Unter der Bedeutung ‚entstauben‘ findet sich aus dem Jahre 1462 der Ausdruck ‚das korn zuo stüben‘. 1647 wird im Bernischen einem Weibsbild gedroht, man werde sie zum Dorf hinaus ‚stüpen‘. Der Thurgauer O. Nägeli schwankt zwischen dem abgeleiteten und dem Grundverb: *Me*ⁿ

stäubt (stüübt) deⁿ Fisch iⁿ d'Mäscheⁿ, weicht aber dann in der Druckausgabe seiner ‚Groppefasnacht‘ der Schwierigkeit aus mit der Wahl des allgemeineren Wortes *trieb*. Auf diesem Weg können Wörter verloren gehen. Zwischen *g'stäubt* und *g'stobeⁿ* schwankt auch eine auf derselben Bedeutung ‚aufscheuchen‘ beruhende, später noch zu erwähnende Redensart aus dem St. Galler Rheintal. Noch stärker ist natürlich die Vermischung und Unsicherheit auf dem Feld der intransitiven Bedeutungen. Ueber den mittelhochdeutschen Stand hinaus hat das Wurzelverb auch den Sinn ‚Staub erregen, aufwirbeln‘ übernommen: *d'Röndleⁿ, 's Auto stüübt* heißt es auf weitem Gebiet. Unter der nahestehenden Bedeutung ‚Staub von sich geben‘ finden sich *stüübeⁿ* und *staubeⁿ (-äu-)* auf engem Raum beieinander: *Der Heu^wet isch^t nacheⁿ, lueg wie d'Schmaleⁿ schoⁿ stäubeⁿ; weⁿⁿ d'Schmäleⁿ stüübeⁿ . . . dängelet der Buur d'Sägeⁿsseⁿ*, heißt es im Bernbiet. Im Bereich der Grundbedeutung von *stüübeⁿ* ‚als Staub, dem Staub ähnlich aufsteigen, niederfallen, herumwirbeln‘ haben sich alle abgeleiteten Verben je nach Gebieten in verschiedener Weise Geltung verschafft. Zu ihnen kommt noch ein zweites, vom Substantiv *Staub* abgeleitetes *staubeⁿ* mit dem Partizip *g'staubet* in dieser und andern Bedeutungen, so daß z. B. der Glarner C. Streiff nebeneinander schreiben konnte: *So häm-mer dernaa^{ch} es par Stündli 'lanz*et, *es hät g'staub*et und *mir händ . . . aⁿg'fangeⁿ fleugeⁿ, das^s 's g'stobeⁿ hät*. Infolge der Ausgleichung der Infinitive haben sich auch im Partizip Mischformen aus dem Stammvokal des starken Infinitivs und den Endungen des schwachen Partizips ergeben: *g'stüüb(e)t*; so schon 1557: ‚Als N. von Baden . . . in miner herren piet zue Wyach die blawfüess (eine Entenart) ußzenemen understanden und ufge-

stübt . . . ' Es haben sich dann zwischen *staubeⁿ* und *stüübeⁿ* auch Differenzierungen vollzogen. Das Gebiet von Appenzell bis zum Kerenzerberg sagt bei Schneegestöber *es staubet* (daher auch *eⁿ Stauber*, *eⁿ Staubeteⁿ*), im allgemeinen Sinne aber *es stüübt*. Vor allem aber ist bei diesem stillen Kampf zwischen dem primären und den sekundären Verben zu bemerken, daß das alte starke Verb auf einem beträchtlichen Gebiet gewichen und verloren gegangen ist, so fast auf dem ganzen Raum, wo es *stiebeⁿ* lauten müßte (man vergleiche die gleichbehandelten *Griebeⁿ*, *tief*, *fliegeⁿ*), also jenseits des Jura, aber auch im bernischen Guggisberg, im freiburgischen Sensebezirk und in Jaun. Im Oberwallis ist *stüübeⁿ* nur vertreten durch das unpersönliche, entrundete und gekürzte *es stipt*, während es als Infinitiv durch *ste(i)ppeⁿ* verdrängt ist. Dagegen ist es in den Valser Außenorten Bosco, Vals, Safien und Avers durch die bekannte Diphthongierung (man vgl. oben *fleugeⁿ* aus Glarus) zu *stäubeⁿ* bzw. *stäibeⁿ* geworden.

Hinsichtlich der Bedeutungsentfaltung verdient der unpersönliche (Folge-)Satz (*das^s*) *es stüübt*, *es het g'stobeⁿ* herausgehoben zu werden, der vom eigentlichen Sinn in eine bloße steigernde Formel übergeht. Die oben angeführten Belege aus C. Streiff, ferner Simon Gfellers Satz *G'schaffet mueß siiⁿ . . . das^s es numeⁿ so stüübt*, oder die Worte, die Renward Cysat einem Zecher in den Mund legt, 'von essen, trinken man mich nicht trybt, von arbeit flüch ich, das es stübt' können zur Not noch die Vorstellung des 'Stiebens' wecken. Diese kommt aber nicht mehr auf, wenn es sich bloß um Aufsehen, Aufregung bewirkende geistige Vorgänge handelt, so wenn ein Luzerner aufzeichnet *das wird noch welleⁿ stüübeⁿ*, 'auf Widerstand stoßen', oder wenn anderswo gesagt

wird *es het nid übel g'stobeⁿ* (wenn zwei zanken) oder *es hät g'stöubt, wo's- em uus-choⁿ ischt*. Damit verwandt ist eine Erscheinung, die sich in der ganzen Wortsippe beobachten läßt: der Staub ist, auch auf geistige Zustände übertragen, das was stört, hindert, verwirrt, betäubt, betört. *Der häd Staub im Grend*, sagt man in Heiden von einem Dummen; ‚der Mann hat Staub im Kopf, er ist läztköpfig‘, schreibt Ulrich Brägger. Ein Bauer, der sich ein fehlerhaftes Pferd hat aufschwätzen lassen, hat ‚Staub in den Augen gehabt‘ (1787). Eine Reihe von Adjektiven: *g^e-, b^e-stäubt, g^e-, b^e-stobeⁿ*, ‚verstäubt‘, *g^e-stauberet*, dann *stober, stoberig, g^e-, ver-stoberet (-ö-)* bewegen sich in diesem Begriffskreis, wozu natürlich auch der alkoholische Rausch, der *Stäuber, Stüüber* gehört. Das nur schweizerische, bes. in Bern verbreitete und lebenskräftige Adjektiv *stober* schlägt dann um in den Sinn des mehr oder weniger guten Angeregtheits und bedeutet ‚gesund und munter, rasch, energisch, heftig‘. Indem sich bei solchen Beurteilungen des vielfältigen Menschen Neben- und Folgeerscheinungen vordrängen, entwickeln sich schließlich die Bedeutungen ‚stolz, vornehm‘ uä. Sowohl Bildung als Bedeutung des Wortes, das im althochdeutschen *stobarôn* als Glosse zu lat. *obstupescere* einen Vorläufer hat, lassen es als Abkommen von *stüübeⁿ, g^e-stobeⁿ* betrachten, entgegen gewissen etymologischen Wörterbüchern, die es zum lateinischen Stamm *stup* - stellen wollen. Auch unser Verb *stobereⁿ* (der Umlaut *-ö-* muss jünger sein) fügt sich mit der von Stalder gegebenen Bedeutung ‚sich wie rammelköpfig benehmen‘ trefflich zur obigen formenreichen Bedeutungsgruppe wie zur lateinisch - altdeutschen Gleichung. Seine neuhochdeutsche Bedeutung ‚unruhig und unordentlich herumsuchen‘ steht dem Verwirrtsein,

dem verstörten Benehmen nicht sehr fern, doch wird sie von der Grammatik als Intensivbildung zum mittelhochdeutschen *stöuben* ‚verjagen, aufscheuchen‘ (vgl. unsere Bedeutungen 2 b $\beta\gamma$) gestellt, das hinwieder Causativum zum Bewegungsverb *stieben* (vgl. unsere Bedeutung 1 c) ist und daher auf Lebewesen bezogen ‚davonstieben machen‘ bedeuten würde. Doch kennt auf unserm Boden das einfache Intensivum diese transitive Funktion nicht. Dem ebengenannten Bewegungsverb, unserm *stüübeⁿ*, hat der tanzfrohe Einsiedler den ‚raschen, unbändigen Walzer und Ländler‘ als inneres Objekt beigegeben: *Stüübeⁿd-eⁿ mitenand! Driⁿuseⁿ wie-n-eⁿ Wëlter-leich! Eⁿ G’stobneⁿ wem-mer fareⁿ*, rufen die bekannten Sänger vom finstern Walde. Der Walliser Volkswitz verspottet das Tanzen der Frauen als *Flööh steippeⁿ* und beschönigt das Prügelausteilen mit *Wëspini steippeⁿ*. Bemerkenswerte Redensarten sammeln sich besonders unter der Bedeutung ‚aufscheuchen‘. Auf reizvollen Vorstellungen beruhen die Ausdrücke *deⁿ Chlauseⁿ* (*der Samiglois*), *s’Christhindli stäubeⁿ* (*stäippeⁿ*) ‚die betreffenden Geschenke einkaufen‘, *deⁿ Haseⁿ stäubeⁿ* ‚Ostereier suchen‘. Nicht so klar zu Tage liegt, was die Averser ursprünglich unter *deⁿ Tüüfel steippeⁿ* verstanden oder wie die Oberrieter und Montlinger im Rheintal zu ihrem *deⁿ Blindeⁿ stäubeⁿ* (*stüübeⁿ*) kamen. Nicht richtig verstanden und daher umgedeutet wurden (z’) *Stüübi lüüteⁿ* ‚die Abendglocke läuten‘ und *eiⁿem d’Steibeni lëseⁿ* ‚die Leviten lesen‘. Auf völlig unsicherm Boden bewegte sich zuerst die Deutung zweier Walliser Ausdrücke. *Die tüet oi^{ch} steippeⁿ* wurde von einem Selkinger Gewährsmann auf ein Mädchen bezogen, ‚das anfängt, den Buben nachzulaufen‘, eine Deutung die deshalb nicht recht glaubhaft war, weil die Lötschentaler

ein halbwüchsiges, der Schule entlassenes Mädchen, ohne verächtlichen Sinn als *Steippeⁿ*, *Steippunmeitschi* bezeichnen. Durch einen Hinweis Prof. Schwyzers in Berlin auf gewisse altindische Parallelen und durch die eigentümliche Bedeutungsentwicklung von oberösterreichischem *staubeⁿ* wurde die Erklärung unserer *steippeⁿ*, *Steippeⁿ* im Gebiet der weiblichen Physiologie gefunden. Einer der beachtenswerten Fälle, wo schweizerdeutsche Rätsel aus weiter Ferne Licht bekommen.

4. Ergänzungsarbeiten zum Idiotikon. Für das Phonogrammarchiv zeigte sich auch weiterhin keine Möglichkeit der Herausgabe von Texten in der durch die Lautabteilung in Berlin besorgten Reihe der ‚Lautbibliothek‘; es besteht deshalb die Absicht, einen Sammelband von Mundarttexten zu schaffen, der den deutschen Mundarten ein besonderes Augenmerk zuwenden wird.

Die Tätigkeit von Dr. Saladin in der dem kantonalen Vermessungsamt zugeteilten Flurnamenkommission drängte ihm in Hinsicht auf die kommende Neuschaffung der eidg. Kartenwerke weitergreifende Aufgaben auf. In einem Beitrag ‚zur Schreibung unserer Flurnamen‘, erschienen im ‚Kleinen Bund‘ (1935, Nr. 24), machte er vorerst auf den unserm sprachlichen Heimatgeist nicht zur Ehre gereichenden Zustand unseres Namengutes aufmerksam. Es muss weiterhin versucht werden, über alle Missverständnisse und Vorurteile hinweg zwischen den Organen der Landestopographie und der schweizerdeutschen Sprachwissenschaft, die nun einmal seit Prof. Bachmanns Wirken ihren Schwerpunkt im Schweizerdeutschen Wörterbuch hat, eine Einigung zu erzielen auf Grund von Bachmanns massvollem Wort: ‚Will man die Schreibweise aller Namen möglichst einheitlich gestalten, so bleibt nur übrig, eine Form zu wählen,

die weder Schriftsprache noch reine Mundart ist, aber doch die wesentlichen Züge der Mundart an sich trägt. Unsere Orts- und Flurnamen sind Eigengewächs wie die Mundart selbst, und es ist ihr gutes Recht, auch in der geschriebenen Form das Gepräge ihrer Heimat zu tragen'. In einem Vortrag über 'Ortsnamen siedelungsgeschichtlicher Bedeutung' in der Sitzung der Zürcher Antiquarischen Gesellschaft vom 1. November behandelte Dr. Saladin verkannte Tatsachen und ungelöste Fragen der noch in den Anfängen steckenden schweizerdeutschen Namen- und Siedlungsforschung.

5. Sammlungen, Mitarbeiter. Unser Werk hat auch im vergangenen Jahr wieder die tätige Anteilnahme von Freunden aus allen Teilen unseres Landes erfahren. In besonderm Maße bekundet uns diese Hr. H. Gabathuler, früher Arzt in Sevelen, jetzt im Ruhestand in Affoltern b/Z., indem er sich häufig persönlich auf unserm Bureau einfindet, um unsere Materialsammlungen aus seiner rheintalischen Mundart und seinen volkskundlichen Kenntnissen überhaupt zu ergänzen; wir sprechen ihm für seine Bemühungen den wärmsten Dank aus. Wiederum verdanken wir auch Prof. Dr. M. Szadrowsky in Chur mundartliche Aufzeichnungen aus Graubünden (550 Zettel), Dr. E. Welti in Kehrsatz b/Bern wertvolle Belege aus alten Urkunden (72 Zettel).

Das Eidg. Departement des Innern schenkte uns als Fortsetzung den 6. Band des Sprach- und Sachatlasses von Italien und der Südschweiz. Mit wissenschaftlichen Veröffentlichungen bedachten uns der Historische Verein der V Orte (Dr. P. X. Weber, Luzern), Staatsarchivar Dr. A. Largiadèr, Zürich und Dr. A. Corrodi-Sulzer, Zürich; mit kleinern handschriftlichen und gedruckten Beiträgen die Herren Dr. med. W. v. Muralt,

Dr. J. Escher-Bürkli, Stadtarchivar Hermann, alle in Zürich, Dr. med. E. Fähndrich in Büren (Bern), Pfarrer Iten in Risch (Zug), Redaktor O. Alder in Heiden und Dr. H. Edelmann in St. Gallen.

Es ist uns aufrichtiges Bedürfnis, allen Gebern und allen ungenannten Mitarbeitern, die unsere Anfragen stets hilfsbereit beantworten, für ihre treuen Dienste herzlich zu danken. Wir ersehen darin die Gewähr, dass unsere im weitesten Sinne volkskundliche Arbeit den Widerhall findet, der uns unsere Aufgabe zur Freude macht.

Den Behörden des Bundes, der Kantone, der Stadt Zürich und dem Vorstand der Antiquarischen Gesellschaft erstatten wir unsern ehrerbietigen Dank für die materielle Unterstützung, die sie uns auch im vergangenen Jahr gewährten. Möge der Wille und die Kraft zur Erhaltung schweizerischer Eigenart auch unser Werk, das aus ihr erwachsen ist und von ihr dauernd gespeist wird, durch die gegenwärtigen schweren Zeiten hindurch tragen. So dürfen wir unsern Bericht mit der Bitte an alle jene Stellen schliessen, uns ihr tatkräftiges Wohlwollen auch weiter zu bewahren.

Zürich, den 6. Februar 1936.

Namens des Leitenden Ausschusses
für das Schweizerische Idiotikon:

Der Präsident:

Der Schriftführer:

H. Nägeli, a. Stadtpräsident. Prof. Dr. **R. Hotzenköcherle**.